

INY LORENTZ

*Die Steinerne
Schlange*

Roman

KNAUR*

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de**

**Besuchen Sie die Autoren auf:
www.inys-und-elmars-romane.de**



© 2015 Knaur Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Regine Weisbrod
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Coverabbildung: © Stephen Mulcahey / Arcangel Images;
FinePic®, München
Karten: Computerkartographie Carrle
Satz: Wilhelm Vornehm, München
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-65351-7

2 4 5 3 1

ERSTER TEIL



Der Wettkampf

1.

Quintus Severus Silvanus zügelte sein Pferd, als die Steinmauer des rätischen Limes vor ihm und seiner Reitertruppe auftauchte. Mit einem süffisanten Lächeln dachte er daran, dass die Barbaren, die jenseits dieser Grenze lebten, der Mauer magische Kräfte zuschrieben und sie die Steinerne Schlange nannten. Für diese kulturlosen Wilden war sie ein Dämon, welcher das Römische Reich umgab und vor allen Feinden schützte. Tatsächlich aber handelte es sich um die Leistung ausgezeichneter Architekten und Bauleute. Dies den Barbaren zu erklären, war jedoch nicht in seinem Sinn. Das abergläubische Gesindel sollte ruhig weiter an Götterwerk und Zauberei glauben.

Mit einem Zungenschmalzen trieb Quintus sein Pferd wieder an und passierte das Limestor. Die Wachen standen stramm, als sie ihn erkannten, galt er doch als enger Freund und Berater des Imperators und war in dessen Auftrag unterwegs, um die am Limes lebenden Stämme daran zu erinnern, dass sie dem Imperium Friedens- und Gefolgschaftseide geleistet hatten.

Bei diesem Gedanken drehte Quintus sich kurz im Sattel um und musterte seine Begleitung. Neben den beiden Decurionen Hariwinius und Julius hatte er diesmal nur zwanzig Reiter bei sich. Er hätte diesen Ritt auch mit allen zweihundert unternehmen können, die Caracalla ihm zur Verfügung gestellt hatte. Aber diesmal sollte kein Krieg gegen die Barbaren geführt werden, sondern er wollte diese dazu bewegen, Hilfstuppen für den geplanten Feldzug zu stellen. Damit würden sie gegen ihre Stammesvettern im Osten und Norden kämp-

fen, sich deren Hass zuziehen und daher gezwungen sein, sich dem Imperium zu unterwerfen, um sich dann eingliedern zu lassen.

Langsam blieb der Limes und damit die Zivilisation hinter Quintus zurück. Sein Blick schweifte weit nach Osten, und er rieb sich voller Vorfreude die Hände. Wenn sein Plan aufging – woran er nicht zweifelte –, würde er den Limes mehr als einhundert Meilen tief in die Germania Magna verschieben und etliche Stämme, die sich jetzt noch unabhängig dünkten, zu Untertanen Roms machen. Sollten sie nicht freiwillig dazu bereit sein, würden Pilum und Gladius sie dazu zwingen.

2.

Für Gerhild war es, als tauche sie in einen tiefen, grünen See ein. Das Moos auf dem Boden und die ausladenden Blätterkronen der Bäume färbten das Licht der Sonne, und sogar die knorrigen Stämme waren grün angehaucht.

Gerhild liebte den dichten Wald, der sich in weitem Kreis um ihr Dorf und die Weiden und Felder erstreckte, doch noch nie hatte sie den Zauber und die Kraft, die ihm innewohnten, so intensiv gespürt wie an diesem Morgen. An die riesigen Eichen und Buchen hatte kein Mann je die Axt gelegt. Viele jener, die wie sie auf der Suche nach den Früchten des Waldes waren, wagten nicht einmal, die Stämme zu berühren. Einige Augenblicke blieb Gerhild stehen, um den Zauber, der sie umfängen hielt, zu genießen. Dann mahnte sie sich selbst, wachsam zu sein, denn es war nicht klug, unter diesem Blätterdach verträumt umherzulaufen.

Sie dachte jedoch weniger an die Gefahren, die hier lauerten, als an die praktischen Dinge, die ihr Stamm dem Wald zu verdanken hatte. Er schenkte ihnen Wild für die Jäger, Eicheln und Bucheckern für das Vieh, Pilze und Beeren für die Sammlerinnen und etliche Pflanzen, die gegen Krankheiten schützten und bei der Wundpflege von Nutzen waren.

Diesmal suchte Gerhild nach Brombeeren. Sie vernahm die Stimmen und Schritte ihrer Freundinnen, die gleich ihr den Wald durchstreiften. Jede von ihnen wollte die meisten Beeren nach Hause bringen, doch Gerhild war sicher, dass ihr Korb am höchsten gefüllt sein würde. Immerhin kannte sie den Wald besser als die anderen und wagte sich tiefer hinein. Auch

wusste sie, an welchen Stellen die üppigsten Brombeerbüsche zu finden waren.

Leise, damit die anderen sie nicht hören und ihr folgen konnten, ging sie weiter. Nicht weit von ihr floh ein Reh, das ihr Kommen aufgeschreckt hatte, und sie bedauerte, ihren Bogen nicht mitgenommen zu haben. Zu gerne wäre sie außer mit vielen Beeren auch noch mit einem erlegten Stück Wild auf dem Rücken ins Dorf zurückgekehrt. Doch lange hing sie diesem Gedanken nicht nach, denn dafür war der Tag zu schön. Kurz darauf hatte sie eine kleine Lichtung erreicht, an deren Rand Brombeersträucher dicht an dicht wuchsen. Gerhild lächelte zufrieden, als sie sah, wie sich die Zweige unter der Last der Früchte bogen. Da Beeren im Übermaß vorhanden waren, wanderten etliche nicht in ihren Korb, sondern gleich in ihren Mund.

»Ich dachte doch, dass ich dich hier finde!«, klang eine fröhliche Stimme hinter ihr auf.

Gerhild drehte sich um und sah ihre Freundin Odila herankommen. Deren Korb war im Gegensatz zu dem ihren noch leer. Doch als sie zu pflücken begann, füllte er sich rasch, denn Odila aß kaum eine Beere.

»Eigentlich müsstest du dir böse sein«, sagte Odila.

»Weshalb?«, fragte Gerhild.

»Weil du dich heimlich in die Büsche geschlagen hast. Dabei gibt es hier so viele Beeren, dass du sie alleine niemals ernten kannst.«

Odila klang gekränkt, denn sie hielt sich für Gerhilds beste Freundin. Das brachte Vorteile mit sich, denn diese war die Schwester des Stammesfürsten und galt, da Raganhar noch unverheiratet war, trotz ihrer Jugend als Anführerin der Frauen im Dorf.

»Du kennst diese Stelle genauso gut wie ich«, antwortete Gerhild lachend. »Warum also hätte ich dich an der Hand nehmen und hierherführen sollen?«

Das stimmte, dennoch zog Odila eine Schnute. Es war manchmal nicht leicht, mit Gerhild auszukommen, nicht nur wegen ihres hohen Ranges, sondern weil die Freundin einen ganz eigenen Kopf hatte. Dazu galt sie auch noch als das hübscheste Mädchen des Stammes. Unwillkürlich ließ Odila ihre Hände ruhen und betrachtete Gerhild mit einem Anflug von Neid. Ihr Freundin hatte ein ebenmäßiges Gesicht, große, blaue Augen und bis zu den Hüften fallendes, blondes Haar. Da konnte sie selbst nicht mithalten. Mit ihrer, krausen, braunen Mähne und einer Haut, die selbst im Winter so aussah, als wäre sie von der Sonne gebräunt, galt sie nicht einmal als hübsch. Ihre Mutter war noch dunkler als sie, während die Großmutter helle Haut und helles Haar besaß, das jedoch nicht mehr blond war, sondern schlohweiß. Ihren Großvater hatte Odila nie kennengelernt. Es hieß, es wäre ein römischer Legionär gewesen, der aus einem fernen Land namens Afrika stammte.

Gerhild bemerkte verblüfft, dass ihre Freundin auf einmal tief in Gedanken versunken vor den Büschen stand. Zuerst nützte sie dies aus, um ihren Korb zu füllen. Dann aber überwog ihre Sorge, und sie legte Odila den Arm um die Schulter. »Was ist denn mit dir, Liebes?«

»Ach, nichts!« Odilas Gesicht färbte sich noch dunkler, und sie schämte sich ihres Neides. Immerhin hatte Gerhild sie als Freundin angenommen, und das trotz der Sticheleien, mit denen andere Mädchen sie wegen ihrer Hautfarbe bedachten.

»Dein Korb ist fast voll!«, sagte sie, weil ihr nichts anderes einfel.

»Der deine aber auch, obwohl du später gekommen bist!« Gerhilds Worte klangen wie ein Lob, und das tat Odila gut.

»Ich habe nur deshalb so viele Brombeeren, weil du mir diesen Ort gezeigt hast. Die anderen haben gewiss nicht so viel geerntet wie wir!« Odila konnte schon wieder lächeln und sah nun allerliebste aus.

»Wir sollten die Körbe ganz füllen, noch ein paar Beeren essen und nach Hause zurückkehren«, schlug Gerhild vor.

Odila lächelte und machte sich wieder ans Pflücken. Auch Gerhild sammelte eifrig, doch ihre Freundin war flinker als sie.

»Fertig!«, rief Odila, sah dann, dass in Gerhilds Korb noch etwa ein Fingerbreit Platz war, und half ihr.

»Du solltest auch welche essen«, meinte Gerhild und schob ihrer Freundin lächelnd eine Brombeere zwischen die Lippen.

»Das mache ich, wenn dein Korb voll ist!« Odila legte eine Handvoll Früchte nach der anderen in Gerhilds Korb. Erst als darin mehr Beeren lagen als bei ihr, war sie zufrieden.

»So, jetzt können wir Brombeeren essen!«

»Dann sollten wir das auch tun!« Gerhild ging zu einem Busch, der noch voller Früchte hing, blieb dann aber stehen, denn dahinter hatte sie einen riesigen Ameisenhaufen entdeckt. Neugierig beugte sie sich hinunter und beobachtete, wie die unzähligen, gut fingernagellangen Tiere scheinbar wirr umherliefen, anhielten, einander mit ihren Fühlern betasteten und weitereilten.

»Seltsame Tiere!«, entfuhr es Gerhild.

»Was meinst du?«, fragte Odila und gesellte sich zu ihr.

»Die Ameisen hier! Siehst du, wie sie beschäftigt sind? Dabei glaube ich nicht, dass eine von ihnen weiß, was sie tun soll.«

»Ach, Ameisen! Die interessieren mich nicht«, sagte Odila und kehrte zu dem Busch zurück, bei dem ihr Korb stand.

Anders als ihre Freundin starrte Gerhild fasziniert auf den Haufen und merkte rasch, dass die Tiere bei weitem nicht so kopflos umherirrten, wie sie zunächst angenommen hatte. Die Ameisen wählten stattdessen Wege, auf denen sie sich am wenigsten ins Gehege kamen. Einige übernahmen sogar Rindstücke von anderen und trugen sie weiter. An einer Stelle griff eine Gruppe Ameisen eine Hornisse an, die dem Bau zu nahe gekommen war. Obwohl das Tier weitaus größer war, wurde es von den braunroten Ameisen förmlich überschwemmt.

Einige Augenblicke wehrte es sich noch, dann erschlaffte es unter den Bissen seiner Gegner. Sofort packten mehrere Dutzend Ameisen die tote Hornisse und schleppte sie zu ihrem Bau.

Gerhild sah interessiert zu, wie die anderen Ameisen dieser Gruppe Platz machten und sie mit ihrer Beute in dem halb mannshohen Hügel verschwanden.

»Es sind bewundernswerte Geschöpfe«, sagte sie zu Odila. »Wenn unser Stamm und unsere Nachbarn sich an den Ameisen ein Beispiel nähmen, würden wir die Räuber, die immer wieder einzelne Dörfer überfallen, rasch zur Strecke bringen.«
»Was du schon wieder denkst! Unser Stamm ist zu mächtig, als dass jemand es wagen würde, eines unserer Dörfer anzugreifen«, erwiderte ihre Freundin lachend. »Das wagen sie nur bei schwachen Stämmen. Außerdem mag ich keine Ameisen! Es brennt, wenn sie einen beißen.«

Wie recht Odila damit hatte, erfuhr Gerhild nun am eigenen Leib. Mehrere Ameisen sahen sie als Bedrohung ihres Baus an, kletterten an ihren Beinen hoch und bissen zu.

»Ihr elenden Biester!«, entfuhr es ihr.

Sie wich zurück, schüttelte sich und versuchte, die lästigen Angreifer hastig abzustreifen.

Es sah so komisch aus, dass Odila lachen musste. »Tut es weh?«, fragte sie scheinheilig.

Gerhild drohte ihr mit der Faust, schüttelte dann aber den Kopf. »Nicht besonders! Und jetzt komm! Wir müssen zurück ins Dorf.«

»Ich bin längst so weit!« Odila grinste noch immer über den seltsamen Tanz, den ihre Freundin wegen der Ameisen aufgeführt hatte.

»Dann lass uns zurückkehren!« Gerhild ergriff ihren Korb und ging voraus.

Mit einem Mal blieb sie stehen und winkte ihrer Freundin, ruhig zu sein. »Ich höre etwas.«

Odila kniff die Augen zusammen und lauschte ebenfalls. »Das sind Pferdehufe! Jetzt prustet auch noch ein Gaul. Hoffentlich sind es keine Feinde.«

Nach kurzem Nachdenken schüttelte Gerhild den Kopf. »Feinde würden sich nicht so offen nähern. Auch reiten sie zu langsam für einen Angriff – und sie kommen aus dem Süden.« »Vielleicht sogar aus dem Land hinter der Steinernen Schlange? Dann könnten es römische Händler sein. Komm rasch, ich muss nach Hause, um zu sehen, was ich als Tauschware anbieten kann!« Odila wollte loslaufen, doch Gerhild hielt sie zurück.

»Das sind keine Händler! Dafür klirrt zu viel Eisen. Wahrscheinlich sind es römische Krieger.«

»Könnte es Hariwin sein?«

»Das wissen wir erst, wenn wir die Römer sehen.«

Ihren zweifelnden Worten zum Trotz hoffte Gerhild, dass tatsächlich ihr ältester Bruder zu Besuch kam. Hariwin war von den Römern als Geisel für das Wohlverhalten ihres Stammes mitgenommen worden, als sie noch ein Kleinkind an der Mutterbrust gewesen war. Mittlerweile hatte er den Rang eines Offiziers der römischen Armee inne und nach dem Tod des Vaters das Recht auf die Nachfolge als Stammesfürst seinem jüngeren Bruder Raganhar überlassen.

Gerhild war enttäuscht, weil die Stammessitte ihrem älteren Bruder so wenig galt. Andererseits mochte es von Vorteil sein, denn Hariwins Rang verschaffte ihrem Stamm gute Verbindungen zu den Römern. Sie konnten mit diesen Handel treiben, und die jungen Burschen erhielten die Möglichkeit, sich den römischen Hilfstruppen anzuschließen. Besuchten diese Jungmänner ihr Dorf, brachten sie begehrte Gegenstände wie Flaschen aus Glas oder Schmuckstücke mit.

Der Gedanke an Hariwin ließ Gerhild schneller werden. Als sie das Dorf erreichte, stellte sie fest, dass tatsächlich Reiter aus dem Reich hinter der Steinernen Schlange erschienen

waren. Sie zählte etwas mehr als zwanzig Krieger, die auf herausgeputzten Pferden saßen. Alle waren mit eisernen Kettenhemden gewappnet, die unter Mänteln aus roter Wolle hervorschauten, und trugen prunkvolle, federgeschmückte Helme. Ihre Gesichter wurden von silbernen Masken verdeckt, die entweder den Zügen von Ungeheuern glichen oder ein stolzes Jünglingsantlitz zeigten.

Gerade zügelte der Reiter an der Spitze sein Pferd und nahm seine Maske ab. Zu Gerhilds Enttäuschung handelte es sich nicht um ihren älteren Bruder, sondern um einen unbekanntes Römer. Obwohl sie sich normalerweise hütete, vorschnell ein Urteil zu fällen, missfiel ihr der Mann. Er hatte eine unteretzte Gestalt und ein kantiges Gesicht, aus dem zwei hellbraune Augen hochmütig auf ihren jüngeren Bruder hinschauten, der von einigen Stammesleuten begleitet den Römern entgegengekommen war, um sie als Gäste zu begrüßen.

Da nun auch die anderen Reiter ihre Masken abnahmen, entdeckte Gerhild ihren älteren Bruder. Hariwin hielt sich dicht hinter dem unsympathischen Anführer der Truppe, und das tat auch ein etwas jüngerer Mann, der ebenso wie ihr Bruder die Tracht eines römischen Reiteroffiziers trug. Gerade warf dieser Offizier ihr einen durchdringenden Blick zu. Als sie diesen mit einem hochmütigen Kopfhoben erwiderte, machte der Reiter eine verächtliche Handbewegung. Gerhild ärgerte sich über den Kerl und beschloss, auch ihn nicht zu mögen. Trotzdem fiel es ihr schwer, ihren Blick von ihm zu lösen und sich wieder auf den Anführer zu konzentrieren. Der Mann, davon war sie überzeugt, führte nichts Gutes im Schilde.

3.

Quintus Severus Silvanus musterte die Dorfbewohner und wandte sich dann zu Gerhilds älterem Bruder um. »Beim Jupiter, Hariwinius, du kannst von Glück sagen, dass du als Knabe nach Rom gekommen und dort aufgewachsen bist, bevor man dich als Reiteroffizier in dieses öde Land zurückgeschickt hat. Was wärest du sonst geworden? Der Häuptling wirrbärtiger, halbnackter Wilder, deren Frauen so hässlich sind, dass man ihnen eine Stute vorziehen würde!« Er lachte bei seiner Rede, verstummte aber, als er Gerhild entdeckte.

»Es gibt aber auch Ausnahmen!«, rief er verblüfft. »Das Weib dort ist wahrlich eine Schönheit, wie man sie selten findet. Alle Frauen Roms würden sie um ihr wallendes, blondes Haar und ihre Figur beneiden.«

Noch während er es sagte, keimte in Quintus der Wunsch, dieses Mädchen zu besitzen, und er nahm sich vor, es noch am gleichen Tag mitzunehmen. Probleme würde man ihm gewiss keine bereiten, denn schließlich hatte der Fürst dieses Stammes sich dem Imperium unterworfen, und er stand hier anstelle des Imperators.

»Das ist meine Schwester, edler Quintus. Man nennt sie Gerhild«, antwortete Hariwinius stolz, weil ein Mitglied seiner Familie für den Präfekten aus der Gruppe der anderen Stammesangehörigen herausragte.

»Gerhild ist ein kriegerischer Name«, warf der junge Mann neben ihm ein.

Auch er fand die junge Frau interessant, doch anders als Quin-

tus, der Gerhild nach ihrem Aussehen taxierte, drang sein Blick tiefer. Er spürte die Kraft, die in dieser jungen Frau steckte, und ihren festen Willen. In eine Sippe von Fürsten hineingeboren, legte sie ein Selbstbewusstsein an den Tag, das ihrer braunhäutigen Begleiterin zu fehlen schien.

Unterdessen blieb Raganhar vor Quintus' Pferd stehen und hob die Hand zum Gruß. »Sei mir willkommen, Herr!«

Sein Blick blieb jedoch nicht auf Quintus haften, sondern wanderte weiter zu seinem Bruder. Nach dem Tod des Vaters vor einem Jahr hatte Hariwin darauf verzichtet, dessen Nachfolge anzutreten, und war als Reiteroffizier in römischen Diensten geblieben. Nun aber bekam Raganhar es mit der Angst zu tun, sein Bruder wäre gekommen, um sein Recht auf die Nachfolge einzufordern.

Quintus spürte die Unsicherheit des jungen Stammesführers und lächelte. Von ihm würde er all das erhalten, was er von diesem, auf der falschen Seite des Limes lebenden Barbarenstamm verlangen wollte.

»Ich komme im Namen des Imperators!«, sagte er anstelle eines Grußes zu Raganhar. »Der göttliche Marcus Aurelius Severus Antoninus, Caesar und Imperator des Reiches, hat mich beauftragt, die mit dem Imperium verbündeten Barbarenstämme aufzusuchen und sie an ihre Treue Rom gegenüber zu erinnern. Außerdem soll ich den fälligen Tribut einziehen.«

Quintus sprach Latein und ließ seine Worte von Hariwinius übersetzen. Dabei beobachtete er zufrieden die Dorfbewohner. Die Macht, mit der ihn der Imperator, den alle nur Caracalla nannten, ausgestattet hatte, erhob ihn weit über diese im Dreck wühlenden Würmer. Die Barbaren würden kuschen, wussten sie doch, dass auf der römischen Seite des Limes genug Legionen bereitstanden, um jeden Aufstand blutig niederzuschlagen.

Quintus' Blick wanderte erneut zu Gerhild hinüber. Ein schöneres Mädchen hatte er selten gesehen. Außerdem war sie so

wild wie ein junges Pferd, das noch keinen Reiter kannte. Es würde Spaß machen, sie zu zähmen, dachte er. Da er sich noch etliche Monate in diesen finsternen Wäldern mit ihren halb-tierischen Bewohnern aufhalten musste, würde ihm die Beschäftigung mit ihr die Zeit versüßen. Bei dem Gedanken musterte er das aus langgestreckten Hütten bestehende Dorf voller Verachtung. Die Strohdächer waren besser frisiert als die Schöpfe der Bewohner, lagen aber auf unbearbeiteten, hölzernen Stützbalken, und die Wände dazwischen bestanden aus kunstlos mit Lehm bestrichenem Flechtwerk.

Seiner Erfahrung nach sahen diese Hütten innen um keinen Deut besser aus. Eine offene Feuerstelle in der Mitte diente als Lichtquelle, Heizung und Kochherd. Die Betten bestanden aus Stroh und Fellen, und zu allem Überfluss mussten die Bewohner diese Behausungen noch mit dem Vieh teilen. Quintus stellte sich vor, wie es ein musste, zwischen Schweinen und Kühen zu leben, und war froh um sein stattliches Zelt.

Er wies auf eine ebene Grasfläche abseits des Dorfes. »Wir werden dort drüben unser Lager aufschlagen. Kümmere dich darum, Julius«, wies er den zweiten Reiteroffizier an.

»Du«, sein Finger stach auf Raganhar zu, »wirst dafür sorgen, dass wir zu essen und Hafer für unsere Pferde bekommen!«

»Sehr wohl, Herr!« Erleichtert, dass Quintus nicht gleich seine Absetzung als Stammesfürst gefordert hatte, war Raganhar bereit, alles zu tun, um die Gunst des Römers zu erringen. Gleichwohl wollte er sich nicht in eigener Person um das Notwendige kümmern und winkte seine Schwester zu sich.

»Gerhild, Sorge dafür, dass unsere Gäste gut bewirtet werden. Lass auch Met in meiner Halle bereitstellen, denn ich will mit dem hohen Herrn Quintus auf das Wohl des Imperators trinken!«

»Habt ihr keinen Wein?«, fragte Quintus, dem Met wenig zusagte.

»Zu meinem größten Bedauern gibt es keinen. Der Händler

wollte einige Fässer bringen, doch bis jetzt ist er noch nicht damit erschienen«, antwortete Raganhar in entschuldigendem Tonfall.

Gerhild ärgerte sich über ihren Bruder, der sich dem Römer gegenüber wie ein Knecht benahm, anstatt so selbstbewusst aufzutreten, wie es dem Fürsten eines freien Stammes geziemte. Ihr Vater war ein stolzer und redegewandter Mann gewesen, der sich bei jedermann Respekt verschafft hatte. Wenn Hariwin unser neuer Fürst geworden wäre, würde er sich gewiss ähnlich verhalten, dachte sie und musterte ihren älteren Bruder. Das lange Schwert an seiner Seite und der ovale Schild, den er auf dem Rücken trug, verliehen ihm ein kriegerisches Aussehen. Auch waren seine Rüstung und die Kleidung prachtvoller als die des zweiten Offiziers. Dennoch wirkte der Mann, den sein Anführer Julius genannt hatte, imponierender. Dumme Kuh!, sagte Gerhild zu sich selbst. Kein Fremder konnte einem ihrer Brüder das Wasser reichen. Dieser Julius mochte ein guter Krieger sein, doch bei Quintus schien Hariwin mehr zu gelten als er.

Da Julius die Soldaten der Eskorte zu der von Quintus genannten Wiese führte, eilte sie ihm nach. »Weshalb wollt ihr Zelte aufschlagen?«, fragte sie ihn. »Ihr könnt doch weit bequemer in unseren Häusern übernachten.«

»Quintus Severus Silvanus hat eine empfindliche Nase, die den Geruch germanischer Kühe, Schweine und Frauen nicht erträgt«, antwortete Julius spöttisch.

»Und deine Nase?«, fragte Gerhild bissig.

»Meine Nase ist einiges gewohnt. Aber ich bin ja auch kein Römer.«

Gerhild betrachtete sein hellblondes Haar und seine blauen Augen und schüttelte den Kopf. »Du siehst auch nicht wie ein Römer aus. Von welchem Stamm kommst du, von den Chaten, den Hermunduren, den ...«

»Ich bin Gote«, unterbrach Julius sie mit seltsamem Ernst.

»Dann ist Julius gewiss nicht dein richtiger Name!«, erwiderte Gerhild.

»Es ist der Name, den ich bei den Römern trage. Also mag er genügen. Dein Bruder nennt sich auf der römischen Seite des Limes auch Hariwinius, obwohl ihr Hariwin zu ihm sagt.«

»Du heißt aber gewiss nicht Jul«, spottete Gerhild.

»Nein, das tue ich nicht. Verdammte Narren, seht ihr nicht, dass die Stelle dort viel zu feucht ist? Wenn es regnet, und das wird es heute Nacht gewiss, steht Quintus' Zelt im Schlamm!« Julius Ausbruch galt mehreren Reitern, die das Zelt des Anführers im Zentrum der Wiese aufstellen wollten. Allerdings war es die am tiefsten gelegene Stelle und wirkte sumpfig.

»Alles Narren!«, knurrte Julius, als die Soldaten das Zelt zu einer trockenen Stelle schafften.

»Da dein Herr keine Schweine, Kühe und Frauen riechen mag, muss er sich die Gesellschaft der Stechmücken gefallen lassen. Die gibt es hier nämlich zuhauf!« Gerhild zeigte grinsend auf Julius' Unterarm, auf dem gerade eines dieser Biester zum Angriff überging.

Mit einer eher beiläufigen Bewegung erschlug der Gote das Tier und zuckte mit den Achseln. »Ich habe gelernt, dass man im Leben nicht alles haben kann. Irgendwo ist immer der Wurm drin, auch wenn er wie hier zwei Flügel, einen Stachel und einen unstillbaren Durst auf Blut hat.«

Einen gewissen Humor konnte Gerhild dem Mann nicht absprechen. Allerdings wusste sie noch immer nicht, ob sie ihn mögen sollte oder nicht. Er sah gut aus und stand sichtlich hoch in der Achtung seiner Untergebenen. Trotzdem war es ihr, als würde er sein wahres Ich hinter einer Maske verbergen, und das hatte ihr Interesse geweckt.

»Die restlichen Zelte schlagt ihr am besten hier auf. Da sind die Stechmücken nicht ganz so hartnäckig«, erklärte sie Julius. Dieser nickte und befahl den Soldaten, das Zelt ihres Anführers an diesem Platz zu errichten.

Die Männer hatten bereits einige Zeltpflocke in den Boden gerammt und stöhnten. »Muss das wirklich sein, Julius?«

»Was ist dir lieber? Ein von Mücken zerstocheener Quintus mit schlechter Laune oder einer, der sich darüber freut, dass ihn weniger Mücken gestochen haben als uns?«, fragte Julius mit kalter Stimme.

Andere Männer hätten bei diesen Worten gegrinst, dachte Gerhild und fand, dass Julius keines weiteren Gedankens wert war. Außerdem hatte sie anderes zu tun als zuzusehen, wie er seine Untergebenen schurigelte. Mit einem Schnauben wandte sie ihm den Rücken zu und kehrte ins Dorf zurück.